

Du sehnstuchtsvolle Frühlingzeit,
Hast du für mich irgendwo
Ein Blümlein auf den Weg gestreut?

Landstreicher, junger Maienwind,
Erhoffst ich nicht einen Gruß,
Glaubst, daß ich auf der Lauer stünd?

Du Wandersonne aus dem Ost,
Hast du für mich von irgendwo
Nicht mitzubringen gute Post?

Auf heissem Weg, von Ort zu Ort,
Trinkst dir zur Labung Blüthenthan,
Nimm auch den Thau vom Auge fort.

Du Frühling abendnes Gesicht,
Hast für ein armes Menschenherz
Du nicht ein ganz klein wenig Glück?

Ihre Rente.

Skizze von Gotthard Rurand.

Der Schreiber des Justizraths
Wesfen meldete Frau Jacobi seinem
Chef, kam nach einer Minute nach
dem Wartezimmer zurück und sagte:
„Der Herr Justizrath läßt bitten.“

Die junge, sehr hübsche und elegane
Frau trat ein.
„Sie werden wissen, Herr Justizrath...“
Sie werden schon gehört haben...“
begann die junge Frau flüchtig
und erröthend, „wie es mit meinem
Mann steht“; und in ihren Augen lag
der Ausdruck jenes seltsamen
Schamgefühls über eine begangene
Schlechtthat: das Schamgefühl über
ein geschäftliches Unglück, das schon
die Leute kennen.

„Ja, ich weiß,“ antwortete der
Rechtsanwalt mit dem Tone der
Theilnahme. „Wenn da irgend ein
Kath Ihnen von Nutzen sein kann...“
„Ja, Ihren Rath, bitte, Ihren
Rath!“ sagte die junge Frau fast
siebentisch. „Darum komm ich. Ich
weiß mir allein nicht zu helfen. Mein
Mann...“

„Will Sie überreden, ihm Ihr
Vermögen auszuliefern,“ unterbrach
sie der Justizrath.
„Ja, das will er,“ sagte sie tonlos.
„Das tonnt' ich mir denken,“ fuhr
jener fort. „Und Sie?“

„Ja? Ich weiß nicht, was ich thun
soll. Ich habe ihm immer gesagt:
„Mein, ich darf nicht, sonst sind wir
total ruiniert. Ich wußte ja bis
heute nicht, wie schlimm es steht. Aber
nun...“

„Nun wollen Sie's ihm geben?“
fortsetzte der Justizrath scharf. „Um
des Himmels willen!“ sagte er fast
empört hinzu.
„Sie meinen, ich darf es auch jetzt
nicht thun?“ fragte sie bekümmert.
„Er sagt, ich könnte ihn damit retten.“

„Thorheit!“ brach der Justizrath
los. „Retten! Es würde einfach
den selben Weg gehen wie all das
andere Geld. Wenn Sie das thäten,
Frau Jacobi, Ihr Vater hätte keine
Ruhe im Grabe mehr, weiß Gott!“

„Das hab' ich ihm auch gesagt.
Nicht einmal, zehnmal habe ich ihm
gesagt, daß es meine Pflicht ist, mein
Geld zu retten. Darauf hat er mir
geantwortet: „Deine Pflicht ist, deinen
Mann zu retten; das heißt, wenn
du ein Herz hast.“ Gesehn war das,
als er so verzweifelt war. Und das
tann ich nicht verwinden, das ver-
folgt mich. Wenn Sie seine Augen
gesehen hätten, Herr Justizrath, als
er das sagte!“

„Meine liebe Frau Jacobi, be-
ruhigen Sie sich. Das alles sieht schlim-
mer aus, als es ist. Das hab' ich
nun schon hundertmal erlebt. Lassen
Sie sich nicht von ihm fortreiben, un-
besonnen zu sein. Jemand, der in
Noth ist, denkt natürlich an nichts an-
deres, als wie er sich möglichst schnell
hilft, einerlei, um welchen Preis. Sie
wissen ja,“ fuhr er fort, „daß ich Ih-
rem Vater versprochen habe, dafür zu
sorgen, daß Ihr Vermögen Ihnen er-
halten bleibt. Und daß er mir da-
mals gesagt hat: „Nun bin ich ruhig,
denn nun wird sie ihr Leben lang
ihre Rente haben, von der sie in Frieden
leben kann.“

„Also nach bestem Gewissen raten
Sie mir, fest zu bleiben?“
„Ganz unbedingt! Bleiben Sie fest,
auch wenn Ihr Mann Sie immer
von Neuem überreden will. Das
schlimmste, was einem anständigen
Geschäftsmann passieren kann, ein
Bankrott — lieber Himmel, den hat
schon mancher überlebt. Kein ver-
nünftiger Mensch kann erwarten, daß
Sie, um den zu vermeiden, sich an
den Bettelstab bringen.“

Raum eine halbe Stunde war ver-
gangen, seit Frau Jacobi das Haus
des Justizraths betreten hatte; jetzt
war sie es wieder verließ, war sie wie
verwandelt.

Was für ein Glück, daß ich mit ihm
gesprochen habe, mußte sie immer von
Neuem denken, was für ein Glück!
Gott im Himmel, sie war ja wahr-
haftig nahe daran gewesen, sich und
ihn mit einem Federstrich unglücklich
zu machen, bettelarm. Ihr Mann
hatte ihr gesagt, die einfachste Sache

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 19. Mai 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 38.

von aller Sorge befreien könnte: bloß
ihre Erklärung auf dem Amtsgericht,
daß die Gütertrennung zwischen ih-
nen aufgehoben werden sollte, und al-
les wäre gut. Sie sollte mal sehen,
wie das seinen Kredit wieder heben
würde, wenn es sich ausdrückte —
und so was spricht sich aus, man
weiß nicht wie —, daß er ja noch das
Vermögen seiner Frau zu seiner Ver-
fügung habe. Dann wäre ihm mit
einem Schläge geholfen, hatte er er-
klärt.

Ein alter Fehler, dachte sie, daß
er zu optimistisch ist, immer sangui-
nisch! Und dann seine ganze über-
flüssige Roblesse! Nobel sein, ist sehr
schön, aber man muß das Geld dazu
haben. Damals zum Beispiel die
Geschichte mit Langner, seinem
Freund. Sie wußte es noch genau,
wie er an jenem Abend zu ihr ge-
kommen war und ihr gesagt hatte,
daß aus ihrer gemeinsamen Schwei-
zerreise dieses Jahr nichts werden
könne, weil er seinem Freunde Lan-
gner habe helfen müssen. Sie war na-
türlich sehr ärgerlich gewesen — nun,
war ihr das vielleicht zu verdanken,
wo sie schon ihre Toiletten bestellt und
sich in jeder Beziehung auf die Reise
eingerichtet hatte? — so in letzter
Stunde diese fatale Aenderung! Sie
hatte ihm das auch ziemlich deutlich
zu verstehen gegeben. Da hatte er sie
groß angesehen, wie namenlos er-
staut, und hatte gesagt, ganz ruhig,
fast traurig: „Bertha, ich begreife dich
nicht, ich habe dir doch gesagt, es
handelt sich um deine ganze Existenz
— vielleicht um dein Leben. Dagegen
ist eine Schweizerreise eine ganz
gleichgültige Sache,“ hatte er dann fast
verächtlich geschlossen.

So war er immer gewesen, immer
hilfsbereit, dachte sie gerührt. Und
was hatte er davon gehabt? Wer
half ihm jetzt, wo er Hilfe brauchte?
Und Frau Jacobi dachte: „Selbst
wenn's zum Schlimmsten kommen
sollte, zum Bankrott, wenigstens
brauch ich mir nun keine Sorgen zu
machen, wie ich Wäcker und Schlächter
und Kaufmann bezahlen soll. Das
kann ich nicht ertragen, die Augen
niederschlagen zu müssen vor Leuten,
weil ich ihnen was schuldig bin.“

Sie ging durch den schon dämme-
rigen Hausgang, zog die Glocke an
der Korridorthür ihrer Parterrewoh-
nung und sagte dem öffnenden Haus-
mädchen: „Aber machen Sie doch
Licht, es ist ja überall finster.“ Sie
trat in ihr Zimmer, in das durch die
verhängten Fenster nur noch ein maa-
ter Schein vom Tageslicht fiel.

Das Mädchen brachte die Lampe,
und von ihrem weissen fülligen Licht
sloß zugleich ein köstliches Behagen
über den kleinen luxuriös ausgestat-
teten Raum, das ihr wohl that wie nie
sonst an den Ereignissen dieses Ta-
ges. Sie versank in tiefes Sinnen.
Aber nach einer Weile stand sie auf,
zog die Vorhänge zur Seite, öffnete
das Fenster und sah hinaus. Es
war Zeit, er mußte bald kommen.

Da sah sie ihn um die Ecke biegen,
langsam näher kommen, wie jemand
geht, der sich fürchtel vor seinem Ziel.
Ihr Herz klopfte heftig; nun ist es da,
sagte sie sich. Und sie schloß mit zit-
ternder Hand Fenster und Vorhänge.
Jetzt erschien er in der Thür, ange-
griffen, wie übermächtig und gealtert.
Er blieb einen Moment stehen mit
dem wartenden starren Blick, vor dem
sie Furcht gehabt die ganze letzte
Stunde hindurch. Sie stieg mir
nicht entgegen, sie will nicht! Hand es
in seinen entsetzten Mienen.

Es that ihr leid, wie er so verächt-
lich vor ihr sah, der ehemals so schöne
Mann, auf den sie so eitel gewesen.
Und sie dachte, daß es ihm wohl thun
müsse, wenn sie ihn ihre Anteil-
nahme an seinen Sorgen zeige. Da-
rum fragte sie, freundlich, duldsam,
fast liebevoll, ob die Besuche, die er
den Nachmittagen gemacht, Erfolg ge-
habt hätten, ob seine Gläubiger war-
ten wollten auf ihr Geld, alle oder
wenigstens einige.

„Nein, das wollen sie nicht,“ ant-
wortete er ausdrucklos, fast mecha-
nisch, mit dem Ton dessen, der die
Hoffnung aufgegeben hat, jeden
Schimmer von Hoffnung.

„Unglaublich!“ sagte sie aufge-
bracht. „Was macht's denn solchen
großen Firmen, ob sie noch eine kurze
Weile warten!“

„Viel macht's ihnen,“ erwiderte er,
als wenn er über die Angelegenheit
irgend eines beliebigen oberflächlichen
Bekanntens spräche. „Sie sagen, Sie
brauchen ihr Geld, Sie brauchen es
nothwendig.“

„Aber so nothwendig, daß sie nicht
aus Rücksicht auf dich...“
Sie stochte, denn er sah sie plötzlich
überfallen und durchdringend an.
Hatte diese Frau, diese ehemals so

vergötterte Frau, die kein Herz hatte,
hatte sie auch kein Schamgefühl, kei-
nen Funken davon?
„Sie sind ja doch nur meine Ge-
schäftsfreunde,“ sagte er ruhig. „Wei-
ter nichts. Was geh' ich sie denn sonst
an? Sie gehören doch nicht zu mei-
nen Freunden oder — zu meiner Fa-
milie,“ schloß er fast unhörbar.
Sie vermochte nicht ihn anzu-
blicken. Aber sie nahm sich zusammen
und sagte mit niedergeschlagenen Au-
gen: „Du kannst dir wohl denken,
wenn es mir möglich wäre...“
Mit einem Rud stand er auf.
„Bitte,“ sagte er, „ich weiß!“ Und
als fürchte er, mit seiner Selbstber-
schung zu Ende zu sein, verließ er
eilig das Zimmer.

Es schien nicht hell werden zu wol-
len an diesem trüben Novembertage
durch den Nebel draußen vor den
Fenstern der Jacobi'schen Wohnung
glitten die Menschen wie Schatten
vorüber. Abgespannt und ermüdet
sah die barmherzige Schwester aus,
die dem Arzte gegenüber saß und ihm
berichtete, wie die letzte Nacht gewe-
sen war. Die Kranke hatte kaum eine
Stunde geschlafen, die Aufregung
hatte noch nicht im geringsten nach-
gelassen. Und wenn sie bei klarer
Bewußtsein war, kam nichts über ihre
Lippen als jene Fluth von Selbstvor-
würfen, die sie tannnen.

Der Arzt nahm den Fall jetzt noch
schwerer als zu Anfang. Seit er den
Brief ihres Mannes gelesen, den sie
in ihrer Tasche gehabt als man sie in
erkrankungswürdigem Zustand drau-
ßen in den Anlagen gefunden und
nach Hause gebracht hatte, mit dem
Fieberfrost, mit den wirren Reden,
dachte er nicht mehr so zuversichtlich,
daß ihre gesunde junge Natur sich
schon durchdringen werde. Wenn solche
Worte gelten, wie sie in jenem Briefe
standen, dem sei Gott gnädig! Sie
dringen ins Herz ein wie Dolchspitzen,
sie quälen bei Tag und bei Nacht, sie
pressen und martern die Seele, bis sie
sie zerstört haben.

„Es ist wahrscheinlich,“ sagte der
Arzt, „daß man an eine Ueberfüh-
rung in eine Anstalt wird denken
müssen, sobald die Kranke transport-
abel ist. Da nähere Verwandte nicht
existiren und die enfernteren sich ja
nicht gerade beugen, zu kommen, so
müssen wir zunächst mal abwarten,
was die nächsten Tage bringen.“

Als der Arzt zu seinem Wagen
ging, dachte er: Viel wird da nicht
mehr zu machen sein. Schade um
die junge Person! Da geht dieser
Mann hin, dieser gesunde, kräftige
Mann, der noch das ganze Leben vor
sich hatte, der eine junge bildhübsche
Frau besaß, und erschleicht sich! Trüb-
selig!

Er stieg ein und rief dem Kutscher
zu: „Weiter! Lindenallee 30!“
Am Abend desselben Tages sah
Justizrath Wesfen mit seinem
Freunde Professor Willmer im Wein-
zimmer eines großen, fast besuchten
Restaurants. Die Herren hatten schon
bezahlt und waren im Begriff, zu
gehn. Der Justizrath warf die Zeit-
ung auf den Tisch und stand auf.
„Widerlich,“ sagte er, „wie so was
breitgetreten wird! Alles haarlein
beschrieben, als handelte sich's um
den elstbarsten Stand!“

„Na, ich bin nur über eins froh!“
fuhr der Justizrath fort, knöpfte sei-
nen Paletot zu, nahm seinen Hut und
ging dem Professor voran.
„Ueber was sind Sie froh?“ fragte
draußen auf der Straße der Pro-
fessor.
„Ueber meinen Rath, den ich da-
mals der Frau Jacobi gegeben habe.
Vor einiger Zeit war die nämlich
drauf und dran, ihrem Mann ihr
ganzes Vermögen auszuliefern.“

„Hätte sie denn damit den Banke-
rott abwenden können?“
„Gott behüte! Wer hätte ihr denn
das garantiren können? Anderer-
seits war's aber bombastischer, daß
sie, wenn dies Geld auch wieder ver-
loren war, nachher beide nichts zu
broden und zu beissen gehabt hätten.“
„Und da haben Sie ihr abgeredet?“
„Selbstverständlich hab' ich. Sehen
Sie, ihr verstorbenen Vater war mein
Freund, dem hab' ich heilig verpre-
chen müssen, seiner Tochter beizustehen,
daß die ihr Geld nicht mal ganz
unsninnig verzeilt. Man kennt das
ja, was verstehen denn Frauen von
Geld? Da hab' ich ihr gesagt, kei-
ne Pfennig darf sie hergeben.“

„Sie soll sehr krank sein, hörte ich.“
„Ja, Nervenfieber. Das ist ja auch
kein Wunder nach solcher Katastrophe.
Aber lassen Sie das selbst einige Wo-
chen dauern oder noch länger, schlie-
lich wird sie sich ja doch wieder erho-
len, solch junger kräftiger Körper hält
schon was aus. Und dann — wenn
sie überlegen muß, wie sie jetzt nun
ihre Leben einrichten will, dann hat
sie doch einen Rückhalt. Dann hat
sie ihre nette reichliche Rente und kann
die in Ruhe verzeihen.“

Buchstäblich.

Humoreske von Karl Rod.

Buchstäblich wollten Herr Major
von Platen verstanden und genommen
werden, buch — stäb — lich. Alle
Erörterungen, Begründungen, Ent-
schuldigungen und was es sonst noch
gibt an unnützem Geschwätz, waren
ihm in den Tod zuwider. Ob Kind,
ob Gesind, ob selbst Frau Majorin
und „Madame mere“ sich dazu herbei-
ließen: Herr Major schnitt sie tur-
zertand mit einem barocken „Halt's
Maul!“ ab. „Zu Befehl, nein!“ — Zu
Befehl, ja!“ so, je nachdem, wollte er
die Antwort; allerdings mit dem Zu-
sage: „Herr Major!“ von Seiten des
Gesindes und sonstiger Leute; und
„Lieber Mann“ oder „Lieber Papa“
von Gemahlin und Kindern.

Für einen denkenden Menschen ist
das ein Kunststück. Aber da eben sah
die Scharte im Scheidemesser: „Hr
habt nichts zu denken! Das thue ich
für Euch!“ befahl der Herr Major
„Gehorcht sollt Ihr — und antwor-
ten, wenn ich frage!“ — Basta!
Am besten hatte es der alte Kutscher
Gruppe los, den Herr Major buchstä-
blich zu verstehen und ihm in der besoh-
lenen Weise zu antworten, gegebenen-
falls auch zu gehorchen, ohne zu den-
ken. Er war daher auch zu einer Art
Faktotum bei seinem Herrn emporge-
stiegen, trotz mancher sonderbarer Zu-
fälligkeiten, welche dieses „buch — stäb —
— lich“ Verthehen mit sich brachte.

Eines Tages zum Beispiel wollte
der Herr Major auf der Viechfahrt
durch den Wald an einem Federzettel
etwas ändern, hatte aber kein Messer
bei sich.
„Hast Du ein Messer in der Ta-
sche?“ fragte er deshalb den alten
Gruppe, der hinter ihm im Wagen saß.
„Zu Befehl, nein, Herr Major!“
lautete die Antwort.

Eine Viertelstunde später hielt man
vor der Försterei. Der Herr Major
ließ sich dort ein Messer geben und än-
derte damit die Zügel. Der alte
Gruppe nahm die Zeit wahr, sein
Führer zu verzeihen, zu welchem
Zweck er sich eines Taschenmessers be-
diente.
„Hast ja doch ein Messer bei Dir,
alter Fes!“ rief der Herr Major und
funkelte den Alten grimmig an.
„Zu Befehl, ja, Herr Major!“ lau-
tete die Antwort.

„Warum sagst Du denn vorhin, Du
habeft keines?“
„Ich hatte es nicht in der Tasche,
sondern im Stiefelschloß, Herr Major
zu befehlen!“ Und dabei schaute der
alte Gruppe seinen müthenden Herrn
mit solcher Seelenruhe an, daß dem
die eigene Ruhe wiederkehrte. Ein
anderes Mal — es war ein wunder-
schöner Herbsttag, so ein echter Gottes-
sonnengrauh an das irdische Menschen-
volf — sollten die gnädigen Fräulein
von der Bahn abgeholt werden. Der
Herr Major war gerade bei einer eben-
so eiligen als wichtigen Korrespondenz,
als der alte Gruppe bei ihm eintrat und
fragte, was für einen Wagen er neh-
men sollte?

Die Frage war dumm, denn bei
schönem Wetter benutzt man zu solchen
Fahrten selbstverständlich einen offe-
nen Wagen und den besten, den man
hat. — Aber beim Herrn Major sollte
ja Niemand denken, sondern gehor-
chen; sie war also in diesem Fall das
Resultat seines Systems. Nichts-
destoweniger fuhr der Herr Major un-
geduldig auf: „Den Mistwagen, al-
ter Hanswurst!“

Und Gruppe spannte seine stolzen
Aufschimmel vor den Mistwagen,
fuhr damit nach der Bahn und erwar-
tete die jungen Damen.
Gefahren sind sie ja nicht ihm.
Sie haben es vorgezogen, den Weg zu
Fuß zu machen, und das ist ihnen nicht
schlecht bekommen. Aber dem alten
Gruppe konnte Niemand was sagen.
„Ich hab' den Herrn Major express ge-
fragt, zu Befehl, welchen Wagen ich
nehmen soll; den Mistwagen hat er
befohlen, zu Befehl.“

Wenige Tage später war Jagd auf
einem Nachbargut. Das Wetter war
wiederum so wunderbar, daß es kei-
nem Menschen eingefallen wäre, einen
Mantel umzuhängen, geschweige in ei-
nen Pelz zu kriechen. Der Herr Ma-
jor ganz besonders hätte dies weit von
sich gewiesen, denn er hatte als alter
Militär jegliche Verwechslung. In-
dessen — es kann vor Nacht leicht an-
ders werden, als es am frühen Mor-
gen war: so dachte die Frau Majorin.
Außerdem wußte sie, daß bei solchen
Jagden dem Wein wader zugetro-
chen wird und die Jagdassen sich bis
spät in die Nacht hin auszudehnen
pflegen. Sie hatte dem Herrn Ge-
mahls deshalb um Erlaubniß gebeten,
ihm den Pelz wenigstens in den Sitz-
kissen des Wagens legen zu dürfen.
Doch auch das hatte der gestrenge
Herr abgelehnt, energisch, brüst:
„Bist nicht recht gefeheit!“

Nun war sie, eigensinnig, wie Wei-
ber sind. Sie hatte den alten
Gruppe veranlaßt, den fraglichen
Pelz seinerseits im Wagensitz zu ver-
stauen; aber heimlich, daß Herr Ma-
jor nichts davon gewahrt würde.
Sie hatte sich sogar, um sicher zu ge-
hen, mit eigenen Augen überzeugt,
daß der Kutscher ihren Befehl auch
ausgeführt habe. Dann war der Wa-
gen mit dem Herrn Major davonge-
fahren.

Als man sich spät nachts von dem
opulenten Jagdassen zurück von dem
Heimweg befand, war es nicht nur
empfindlich kalt, es sprühte auch ein
eifriger Herbstnebel nieder, so ein Mit-
telband zwischen Nebel und Regen, wie
es in Herbstnächten nicht selten ist und
bald bis auf die Knochen durchdringt,
wenn man nicht besonders warm und
dicht angezogen ist. Der Herr Major
war bald nach wie eine gebadete Katze
und froh, trotz reichlichen Weingenuß-
ses, bis in den Magen hinein. Jetzt
wäre ihm der Pelz willkommen ge-
wesen, zumal, als der alte Gruppe vor
ihm auf dem Bode sich behaglich in dem
seinen dehnte und reckte. Er machte
sich bittere Vorwürfe, die Sorglosigkeit
seines braven Weibes in den Wind ge-
schlagen zu haben und ertrappte sich
schließlich — klappernd vor Frost —
bei dem Wunsche, sie möchte seinem
Willen entgegen, den Pelz oder einen
Mantel mitgegeben haben, so daß
der Kutscher nur seines Befehles har-
te, um ihn hervorzuholen. Ein paar
Sekunden kämpfte er noch mit dem
Entweder, standhaft zu bleiben und
mit dem Oder, den Pelz zu verlangen;
dann siegte der Regen und das Oder.
Er fragte:

„Hat gnädige Frau den Pelz oder
den Mantel in den Wagen gelegt,
Gruppe?“
„Zu Befehl, nein, Herr Major!“
antwortete das Faktotum prompt.
Nun war es vorbei mit aller Hoff-
nung, Herr v. Platen mußte aushal-
ten.
„Dann fahre zu, damit wir nach
Haus kommen!“
„Zu Befehl, Herr Major.“

Zuhause wunderte sich Frau Ma-
jor nicht wenig, daß ihr alter Ehe-
herr „nach wie ne Katze“ und „un-
müthig wie ein fetter Mops“ drein-
schaute.
„Aber Lieber!“ fragte sie aus
ihrem Vetteheraus, „wie kann man
denn so eigensinnig sein?! Hättest
doch den Pelz umthun können, da es
so häßlich geworden ist.“

„Hätte ich ihn denn?“ Der Herr
Major knurrte wie eine Bulldogge, der
man das Futter fortziehen will. „Ge-
schleicht mir alten Fesel aber schon ganz
recht. Weshalb bin ich so verrückt?“
„Aber Du hättest doch den Pelz im
Sitzkasten, Lieber!“ Ja, habe mich
selbst davon überzeugt, daß Gruppe ihn
im Wagentasten untergebracht hat.“

„W — a — a — a —?“
„Aber ganz gewiß —!“
„Da soll doch gleich —!“
Trotzdem es längst nach Mitternacht
war, rief der Herr Major das Fenster
auf und schrie nach dem mit dem Aus-
spannen der Pferde beschäftigten Fak-
totum hinab: „De Gruppe!“

„Herr Major?“
„Antreten, aber sofort!“
„Zu Befehl, Herr Major!“
Wenige Sekunden später stand das
Faktotum vor seinem Herrn.
„Hast Du meinen Pelz im Wagen
gebracht?“
„Zu Befehl, ja, Herr Major!“
„Altes Heupferd, warum gabst Du
ihn mir dann nicht?“
„Zu Befehl, Herr Major! Gnä'
Frau hatten befohlen, ich sollte den
Pelz so in den Wagentasten paden,
daß Herr Major ihn nicht entbedden.“

„Schafstopp, warum sagst Du mir
dann nicht, daß Du den Pelz im Wa-
gentasten hast? Denkst Du, ich frage
Dich zum Spaß, Du Rind?“
„Zu Befehl, Herr Major! Herr
Major haben gefragt, ob a n d i e e
F r a u den Pelz oder den Mantel in
den Wagen gelegt haben.“
„Nun? — Und?“
„Da hab' ich „Nein“ geantwortet,
weil i c h s e l b s t ihn habe in den
Kasten paden müssen.“

„Himmelhagel...“ so ein phäno-
menales Petari! ... so ein Rhinogeros!
„Nach, daß Du taustommst, Du...“
Hanswurst! ...
Als der Major von seinem phäno-
menalen Schnupfen turirt war, war
er es auch von seiner Buchstäblichkeits-
manier.

Eine ägyptische Schatzkammer.

Ägypten hat der geschichtlichen
Forschung wieder eine große Ueber-
raschung bereitet. Dem englischen
Archäologen Th. Davis, der schon frü-
her besonderes Glück hatte, ist, nach
dem „Schwab. Merkur“, abermals
ein Fund gelungen, der alle bishe-
rigen, in Ägypten zu Tage gekomme-
ne Schätze übertragt. Es handelt sich
um ein Königsgrab in Theben, wo
Davis im Februar d. J. bei seinen
Ausgrabungen auf eine Treppe stieß,
die zu einem früher nicht geöffneten
Grab hinabführte. Nachdem eine
Öffnung gemacht worden, troch Da-
vis in den Raum, wo eine Treppe zu
einer anderen, von großen Steinen
verschlossenen Thüre führte. Auch
diese öffnete man, und es zeigte sich
nun, daß man eine wahre Schatzkam-
mer vor sich hatte. Dort lagen Mu-
nienfänge mit eingelegetem Gold,
riesige Labastierbasen von auserlesenen
hübschen Formen, Stühle und Kästen,
die von Goldbleg strahlten und
prächtig bemalt waren. Es dauerte
mehrere Tage, bevor man einen
Ueberblick über alle Schätze gewann.
Die neu geöffnete Grabkammer ist un-
gefähr 30 Fuß lang, 15 Fuß breit
und acht Fuß hoch. Rechts am Ein-
gang standen zwei große Sarkophage
von schwarz gemaltem Holz mit rei-
cher Vergoldung und eingelegetem
Gold auf der Außenseite, während die
Innenseite Einlagen von Silber ent-
hielt. Ueber einer Goldmaste, die
zu einer der Marmen gehörte, lag ein
Schleier von schwarzem Mueslin. Die
Inskription zeigte, daß man es mit
der Begräbnistheile der Eltern der be-
rühmten Königin Teie zu thun hatte.
Teie, eine merkwürdige Frau, war die
Mutter des Königs Amon-hotep
des Vierten, der die ägyptische Reli-
gion erneuern wollte. Frühere Fun-
de deuteten darauf hin, daß diese Kö-
nigin aus einem mesopotamischen Ge-
schlecht stammte. Dies wird jetzt be-
stätigt, wobei sich gleichzeitig ergibt,
daß sie nicht von königlicher Geburt
war, was sie jedoch nicht hinderte,
einen großen Einfluß auszuüben. Die
vielen Inskriptionen, die zu Tage geför-
dert wurden, dürften dazu beitragen,
Licht über die Glanzzeit Ägypten's
in der Zeit der 18. Dynastie zu wer-
fen. Damals war dort, wie sich ein
Zeitgenosse ausdrückte, „Gold so all-
gemein wie Sand“, sodas das Land
im weitesten Sinne ein wahres Cali-
fornien gewesen sein muß.

Cromwell oder Crumwell?

Ein interessantes Dokument aus
dem Jahre 1638 ist in der Northamp-
ton Free Library zutage gekommen,
ein Contract aus dem Jahre 1638,
nach dem Oliver Cromwell auf eine
Zahresrente von 30 Pfd. Strlg. ver-
zichtet, die er sechs Jahre bezogen
hatte. Die im Britischen Museum ge-
prüfte Urkunde wirft ein neues Licht
auf das frühere Leben des Lord-Pro-
tectors. Er wird in der Urkunde als
„Oliver Cromwell, Gentleman“ be-
zeichnet und, abgesehen von der Unter-
schrift, immer Cromwell geschrieben,
„jetzt oder ehemals ein Diener des
Right Honorable, Oliver Lord St.
John von Blefloe.“ Man kann also
annehmen, daß Cromwell außer seiner
Beschäftigung als Viehhändler in St.
Jves auch als Verwalter eines der an-
stößenden Güter St. Johns thätig
war. Verwalter und Diener waren
damals synonyme Ausdrücke. Die
Familien Cromwell und St. John
waren immer befreundet und verchwä-
gert. Die Rente wurde in halbjährli-
chen Zahlungen zu Maria Verfündi-
gung (25. März) und Michaelis (29.
September) in der südlichen Vorhalle
der grauen alten Kirche von Cottos-
brooke ausbezahlt. Cromwells Un-
terschrift ist sehr energisch und charak-
teristisch.

Die Letzte.

Die letzte Ueberlebende des schredli-
chen Mordzuges der Engländer von Ka-
bul im Jahre 1842 ist in der Person
der Wittve des verstorbenen Obersten
Walker vor Kurzem in Brighton bei
London aus dem Leben geschieden.
Man erinnert sich, daß von den 14,000
Soldaten, die damals von Kabul aus-
gerückt waren, nur ein einziger Mann,
der Militärarzt Brydome, die Heimath
wieder sah. Fünf Tage nach Beginn
des Rückzuges waren von den 14,000
Mann der Kolonne nur mehr 5000
am Leben. Nach weiteren drei Tagen
waren nur noch 65 Mann übrig und
Brydome war von diesen der einzige,
der mit dem Leben davon kam. Die
alte Dame, die jetzt im hohen Alter
abgerufen worden ist, war damals
eine blutjunge Frau, kaum neunzehn
Jahre alt und nicht viel über ein Jahr
verheirathet. Akbar Khan nahm die
Frauen und Kinder, die das englische
Heer begleiteten, unter seinen Schutz.
Frau Walker, die bis kurz vor ihrem
Tode beneidenswerthe Gesundheit und
geistige Frische genos, erzählte noch
an ihrem Lebensende mit photograp-
hischer Treue von jenen für Englands
Fahren so unheilvollen Tagen und von
ihrer längeren Gefangenschaft unter
den Afghanen, wo ihr zweites Kind
geboren wurde.

Aufopfernd.

Dame (auf einem Wohlthätigkeits-
ball): „Ich fühle mich heute den gan-
zen Tag nicht wohl.“
Herr: „Warum sind Gnädige dann
nicht lieber zu Haus geblieben?“
Dame: „Ach Gott, was thut man
nicht alles zum Wohlthätigen Zweck!“